Nr. 595. XVII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Mittwoch, 21. November 1888.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Aus dem ostafrikanischen Aufruhrgebiet.

Vor mehreren Wochen wurde telegraphisch gemeldet, daß Dr. Hans Meyer aus Leipzig und Dr. Oskar Baumann aus Wien, welche auf einer Expedition in das Bergland von Usambara, von ihren sämmtlichen Trägern verlassen, zur Umkehr gezwungen wurden, nahe der Küste in die Hände der Araber fielen. Die beiden Reisenden wurden arg mißhandelt, aber durch einen indischen Kaufmann befreit. Von Zanzibar hat Dr. Baumann an seine in Wien lebenden Eltern einen Brief gerichtet, dem wir nach der „N. Fr. Pr." Folgendes entnehmen:

Der in Masinde regierende König von Usambara, Sembodja, benahm sich gegen die beiden deutschen Reisenden anfänglich sehr gut; als sämmtliche zanzibaritische Träger auf briefliche Aufforderung des Vali von Pangani entlaufen waren, erklärte er sich bereit, Träger zur Rückreise nach der Küste zu stellen. Ehe diese angetreten werden sollte, machten die Reisenden jedoch eine mehrtägige Gebirgstour. Nach der Rückkunft von dieser — so fährt Dr. Baumann fort — fanden wir Sembodjas Benehmen sehr geändert, er benahm sich äußerst anmaßend und unfreundlich und erklärte uns, keinen einzigen Träger geben zu können. Als Grund führte er an, abermals einen Brief des Vali von Pangani bekommen zu haben, der ihm bezügliche Befehle brachte. Hier sei erwähnt, daß Sembodja zu den Häuptlingen gehört, mit welchen die Agenten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Schutzverträge abgeschlossen haben wollen. Sembodja, dem wir dies vorhielten, fand unsere Behauptung einfach lächerlich und gar keiner Antwort werth. — — — Zu Pangani hatte ein kühner arabischer Bandenführer, Buschiri bin Salim, die Macht an sich gerissen, die Europäer in Pangani selbst und auf den deutschen Plantagen Lewa und Mbuent ausgeplündert und vertrieben. Dieser Mann, dem gegenüber der Sultan völlig machtlos war und ist, hatte nun wochenlang planmäßig daran gearbeitet, unsere Expedition zum Scheitern zu bringen und uns selbst in seine Hände zu bekommen. Er hatte Sembodja veranlaßt, unsere Träger zur Flucht zu bringen; er gab ihm weiter den Auftrag, uns keine Träger zu geben." Von allen diesen Vorgängen hatten die beiden Reisenden keine Ahnung; sie merkten jedoch, daß etwas Ungewöhnliches vorgegangen sein müsse, und eilten, nachdem sie unter Zurücklassung ihrer ganzen, aus 200 Lasten bestehenden Ausrüstung das Nothwendigste auf fünf Esel gepackt hatten, der Küste zu. Weiter schreibt Dr. Baumann:

„Im Dorfe Tarawonda erfuhren wir, daß sämmtliche Weiße das Pangani-Gebiet verlassen hätten, und fanden einen anscheinend sehr freundlichen und gut aussehenden alten Suahili, der sich bereit erklärte, uns sicher nach der Küste zu geleiten. Unweit der verlassenen deutschen Tabaksfarm Lewa trafen wir mit einer Bande von etwa 30 bewaffneten Negern zusammen, die zweifellos gestohlene europäische Kleider trugen und völlig den Eindruck von Räubern machten. Sie erklärten sich als Soldaten des Vali und benahmen sich sehr freundlich und zuvorkommend. Auf der verlassenen Farm Lewa steht der Tabak prachtvoll, und Jedem muß das Herz bluten, daß diese prächtige erste Ernte nun so elend verkommen muß. Zu Pongue am Panganifluß, etwa fünf Stunden von der Küste, hofften wir ein Boot unseres indischen Agenten Sewa Hadschi zu finden. Doch war dies nicht der Fall, und die „Vali-Soldaten" forderten uns freundlich auf, nach einer nahen Schamba (Farm) zu kommen, wo reichliche Nahrung und ein Boot für uns bereit seien. Da wir keinen andern Ausweg sahen, so folgten wir ihnen auch wirklich nach der Mundo-Schamba, wo uns ein gutes Essen gebracht wurde und Alles sich höchst liebenswürdig zeigte, so daß wir bereits zu glauben anfingen, die Leute seien uns wirklich vom Vali (Gouverneur) entgegengeschickt worden. Besonders ein Mann, der vier Jahre mit Stanley am Kongo gewesen und mit dem ich mich in der Kongosprache und dem in West-Afrika gangbaren Neger-Englisch verständigen konnte, bestärkte uns in dieser Meinung.

Als wir dann, ziemlich beruhigt, nach der Mahlzeit auf das Boot warteten und der Mond eben aufging, gab plötzlich der Anführer den Leuten ein Zeichen, und wir fühlten uns von hinten ergriffen. An Widerstand war nicht zu denken, da wohl zehn Leute über Jeden von uns herfielen. Die Räuber schlugen sich förmlich um unser Eigenthum. Die Kleider wurden uns vom Leibe gerissen, ich erhielt Faustschläge ins Gesicht und Keulenhiebe auf den Hinterkopf, so daß ich von Blut überströmt war. Dann wurden uns schwere Halsringe angelegt und durch eine mächtige Kette verbunden. Außerdem bekam ich ein Fußeisen und Meyer wurde mit Stricken an den Armen gefesselt. Dann brachte man uns in den dunklen Raum einer Hütte. Die ganze Nacht und den nächsten Tag mußten wir, belastet mit Ketten und in völliger Ungewißheit über unser Schicksal, daselbst zubringen. Eine einzige gutmüthige Negerin brachte uns Nahrung.

Endlich am Morgen des zweiten Tages, noch vor Tagesanbruch, hörten wir Lärm, und eine Schaar schwer bewaffneter, finster blickender Araber trat in den schwach beleuchteten Raum unseres Gefängnisses. Ich muß gestehen, daß ich mein Ende nicht mehr fern glaubte, und erst als ich einen Indier unter den Leuten bemerkte, gewann ich meine Fassung wieder. Denn diese schlauen Geschäftsleute betheiligen sich grundsätzlich nie an Gewaltthaten. Derselbe theilte uns mit, daß wir in den Händen des Arabers Buschiri bin Salim seien und verlangte von Dr. Meyer, der ja die Kosten unserer Expedition trägt, ein Lösegeld von 10,000 Rupien (ungefähr 20,000 Mark), die er ihm gegen 25 Prozent Zinsen sofort leihen wollte. Im Falle der Nichtannahme sollten wir sofort ermordet werden. An dem Ernst der Sache war wohl nicht zu zweifeln, und so blieb Dr. Meyer nichts übrig, als einen Bon für die verlangte Summe zu unterzeichnen. Gleich darauf erschien Buschiri, ein schon greiser, untersetzter Mann mit durchdringendem Blicke, löste unsere Fesseln und hieß uns nach arabischer Art als seine Gäste willkommen. Auch ließ er uns einige unserer Koffer zurückstellen, die jedoch so gut wie leer waren.

Am Nachmittag desselben Tages brachte man uns nach Pangani, wo der Aufruhr wild tobt, Alles in Waffen starrt, und Araber und Negertruppen mit wüstem Geschrei durch die Straßen ziehen. Nach einigen angstvollen Stunden im Hause Buschiris, wo die empörerischen Araber eine stürmische Berathung abhielten, entkamen wir in das Haus des Indiers Abdel Kerim. Dort besuchte uns auch der Vali, und am nächsten Morgen wurden wir dem Abgesandten des Sultans Seid Hamed bin Mohamed vorgestellt. Beide suchten ihre großen Verdienste um unsere Befreiung ins rechte Licht zu stellen, haben aber in Wirklichkeit nichts für uns gethan. Zahlreiche Briefe des deutschen und österreichischen Konsuls in Zanzibar sowie der Sultansregierung an uns wurden natürlich von Buschiri aufgefangen. Unsere Somali-Diener, die bei dem Ueberfalle fortgelaufen waren, fanden wir hier wieder. Völlig sicher fühlten wir uns jedoch erst an Bord des Sultandampfers „Barawa", der im Hafen von Pangani lag, und dessen deutscher Kapitän Elson und seine liebenswürdige Gattin uns, da wir ausgeplündert und sehr erschöpft an Bord kamen, die herzlichste Aufnahme gewährten."

Baumanns vom 23. Oktober datirter Brief schließt mit folgenden wenig erfreulichen Sätzen: „Alle Stationen der Ostafrikanischen Gesellschaft sind aufgelöst, nur in Bagamojo und Dar-es-Salam haben sich die Europäer verschanzt und halten sich durch den Schutz eines Kriegsschiffes gesichert. Alle anderen Deutschen flüchteten sich nur mit großen Schwierigkeiten und meist nur mit Verlust ihres sämmtlichen Eigenthums. Von Stanley fehlen in Zanzibar alle Nachrichten, doch soll ein Aufruhr an den Seen Inner-Afrikas toben." Baumann und Hans Meyer haben sich am 3. November auf einem französischen Dampfer nach Europa eingeschifft.

---

* Ueber die Höhe der **Anleihe**, deren Aufnahme dem Reichstag im Anschluß an den Etat vorgeschlagen werden soll, gehen die Angaben noch auseinander. Uebertriebene Meldungen, die sich bis zur Ziffer von 350 Millionen versteigen, gingen wohl von der Annahme aus, daß es sich um außerordentlich bedeutende Forderungen für neue Rüstungszwecke handle. Davon ist aber, wie bereits betont, nicht die Rede, sondern nur von einem Anleihegesetz, wie es regelmäßig in Begleitung des Reichsetats aufzutreten pflegt, zur Deckung außerordentlicher Ausgaben für militärische und strategische Zwecke. Der Gesammtbetrag der Anleihe, den wir im Morgenblatte auf 75 Millionen Mark angaben, soll sich nach neuerer Angabe etwas höher, nach der „Magd. Ztg." auf **80 Millionen** belaufen. Davon sollen 50 Millionen für militärische Zwecke dienen, und zwar 30 Millionen für Festungs- und Kasernenbauten, 20 Millionen hauptsächlich für artilleristische Ausgaben (für vollständigere und bessere Bespannung der Geschütze u. s. w.). Die Marine ist bei der Anleihe nur mit 5 Millionen betheiligt. Diese so über Erwarten geringe Summe erklärt sich daraus, daß man über die Frage des Baues von Schlachtschiffen noch nicht zu festen Beschlüssen gelangt ist. Für die Fortsetzung des begonnenen Reichseisenbahnbaues im Südwesten werden 12 Millionen verlangt und für Zwecke der schon vorhandenen Elsaß-Lothringischen Eisenbahnen 3½ Millionen. Nach der „Köln. Ztg." sollen auch noch erhebliche Zuschüsse zu strategischen Bahnbauten und Bahnerweiterungen im Norden und Osten verlangt werden. Ferner kommen 9⅔ Millionen der Anleihe auf die Bauten am Nordostseekanal und 7 Millionen als Restrate auf die Kosten des Hamburger Zollanschlusses. — Der Etat soll in seiner Gesammtzahl mit 949 Millionen Mark in Einnahmen und Ausgaben abschließen (davon 806½ Millionen fortdauernde Ausgaben).

---

* Einen Geburtstagsgruß von unglaublich höhnischer Nichtswürdigkeit widmet der **Kaiserin Friedrich** eine Berliner Korrespondenz der Wiener „Presse", die nach der „Schles. Ztg." den offiziösen Stempel an sich trägt. Die Vorrede der Kaiserin zu der Biographie von Reinwald Rodd wird zum Anlaß der gehässigsten Vorwürfe gegen die hohe Frau genommen, die „eben jetzt, nachdem die peinlichen Erörterungen und die „Citirungen" ihres betrauerten fürstlichen Gemahls gegen Kaiser Wilhelm II. abgeschlossen schienen, neuerlich die „langgehegten Pläne für das allgemeine Beste" auf die Tagesordnung setzt, deren Ausführung dem unglücklichen Kaiser Friedrich versagt blieb."

„Sie preist das," so heißt es in dem Pamphlet weiter, „was nicht geschehen ist, auf Kosten dessen, was geschieht, und ihre Klagen thun Eintrag den Hoffnungen, welche die Mutter für den Sohn hegen könnte. Es giebt Zeiten und Lagen, da es sich ziemt zu reden; aber es giebt auch Zeiten und Lagen, da es sich ziemen würde zu schweigen, und verwittwet ist die Gattin des Kaisers Friedrich, nicht aber das „allgemeine Beste", für welches Pläne neuerlich gehegt und ausgeführt werden, und das zu beklagen ein Anlaß nicht vorliegt. Nur in diesem Zusammenhange mag die energische Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" verstanden werden, welche autoritativ mittheilt, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm in politischen Dingen nicht der Vertrauensmann seines Vaters gewesen ist, daß er andere Pläne und Absichten hegte als sein Vater, und daß daher alles Große, was geworden ist, ohne seine politische Mithilfe, ja zum Theile sogar mit Ueberwindung seiner gegentheiligen Absichten und Einleitungen geschah. Das ist nun, wenn die mächtigen Erfolge in Betracht kommen, welche Kaiser Wilhelm I. und die Politik Bismarcks erzielten, eine Enthüllung, welche lebhaft zum Zweifel anregen muß, ob das „allgemeine Beste", welches Kaiser Friedrich plante, auch das Beste Deutschlands und seiner Alliirten gewesen wäre. Die Vorliebe für England, der Abscheu gegen Rußland machen der Gattin des Kaisers Friedrich gewiß alle Ehre, sofern

---

Schillers „Don Carlos" in Berlin.

22. November 1788 — 22. November 1888.

„Die Geschichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinsel eines Dramatikers und ist vielleicht eines von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten werde."

Diese Worte schrieb am 15. Juli 1782 der Medikus Schiller vom Regiment Augs an den „Herrn Baron von Dalberg, Geheimrath, Oberstkerkämmerling und Vicekammerpräsidenten", den Mannheimer Intendanten, und sie beweisen, daß den Dichter schon damals, kurze Zeit vor seiner Flucht aus Stuttgart, während der Vollendung des „Fiesko" der Plan zu einem „Don Carlos" beschäftigte. Dalberg selbst hatte ihn auf diesen Stoff hingewiesen, und wenn der dem modernen Leben seiner Tage zugewandte Sinn des Räuberdichters zunächst nur aus dankbarer Höflichkeit den Hinweis willig aufnahm, so hat er sich allmälig doch aus eigener Neigung in den Stoff eingelebt und seine Ergiebigkeit mit dem scharfen Blick des echten Dramatikers erkannt. Schon im April 1783 schreibt er wiederum an Dalberg: „Gegenwärtig arbeite ich an einem Don Carlos. Ein Sujet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich E. E. zu danken habe." In der Abgeschiedenheit von Bauerbach wiederholt sich dem Dichter, was ihm beim „Fiesko" geschehen, ein neuer Plan drängt sich gebieterisch in die Vollendung des alten hinein, und immer eifriger wünscht der Dichter, mit der „Luise Millerin" zu Ende zu kommen, nur „um sich gänzlich in seinen Carlos versenken zu können." Und im Ueberschwang seiner jungen Begeisterung schreibt er an den Freund und künftigen Schwager Reinwald über den Carlos: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm um die Gegend von Bauerbach herum."

Immer wieder aber gerieth Schiller ins Schwanken zwischen allen den Stoffen, die ihn bedrängten; er plante — wie nach ihm jeder jugendliche Dramatiker — einen „Conradin", er hatte die „Maria Stuart" begonnen, und die zerstreuende Thätigkeit eines Theaterdichters verhinderte vollends die nothwendige Konzentration seiner Kräfte auf einen Gegenstand. So schreibt der Mannheimer Theaterdichter in sichtlicher Unsicherheit an den Intendanten im Juni 1784:

„Ich bin jetzt mehr als jemals über mein neues Schauspiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes historisches Stück, vorzüglich meinen Carlos, zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und groß befunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt niemalen von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und ein Stück, wie dieses, erwirbt dem Dichter und auch dem Theater, dem er angehört, schnelleren und größeren Ruhm, als drei Stücke wie jenes. Von Euer Excellenz erwarte ich einen ernsthaften Rath zu meiner letzten Entschließung, welches Sujet ich wählen soll. Carlos würde nichts weniger sein, als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause, und die Situation eines Vaters, der mit seinem eigenen Sohne so unglücklich eifert, die schreckliche Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert wird, müßten, denke ich, höchst interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden."

Mit dem Versprechen, Alles zu vermeiden, was „die Empfindung empört", sucht Schiller gewisse Einflüsse klug zu paralysiren, die sich zuerst im Sommer 1784 gegen ihn geltend machten. „Sein Dichten hätte nicht so neu und kühn sein dürfen, wenn es nicht mit mißtrauischen Augen von überall her hätte angesehen werden sollen." Die Gotter, Schröder, Iffland waren entsetzt über die „schrecklichen" Stücke des muthigen Neuschöpfers, und ihrem beständigen Nörgeln und Drängen nicht zum wenigsten ist es zuzuschreiben, wenn Schiller nun endgiltig die Bahn verließ, die er mit den „Räubern" und „Kabale und Liebe" betreten hatte. Der endlosen Schwierigkeiten und des Uebelwollens kleiner Geister müde, gab es der Dichter auf, fernerhin das heiße Leben und Streben seiner Tage im Bühnenbilde wiederzuspiegeln, „illuminirt und Fresko".

Noch aber fehlt in jenen ersten Plänen zum Carlos diejenige Gestalt, die für das spätere Schaffen unseres Dichters typisch geworden ist, wie sein Karl Moor für den Schiller des Sturms und Dranges: der Marquis Posa. Noch im August 1784 schreibt Schiller an Dalberg: „Carlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir jetzt nicht vergeben, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld, und für mich, möchte ich sagen, da ist; ... da ich hier vielleicht nicht erreicht, im Anderen übertroffen werden könnte; froh bin ich, daß ich nunmehr Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird."

Mit dem stürmischen Abschiede von Mannheim scheidet der durch einen Iffland verdunkelte Dichter vorerst auch vom Theater, und die Vorrede zu den in der „Rheinischen Thalia" im März 1785 veröffentlichten Bruchstücken vom „Carlos" spricht es kurzweg aus: „Der Carlos kann kein Theaterstück werden." Aber was hier literarischer Hochmuth, wie er durch die thörichten Vorhaltungen sogenannter Bühnenpraktiker nur allzu leicht entsteht, vornehm ablehnt, das hat das kräftig zugreifende Temperament des geborenen Dramatikers fast wider eigenen Willen erreicht: Der „Don Carlos" ist ein Theaterstück geworden, trotz der Zwiespältigkeit seines Helden, und heute, hundert Jahre nach dem ersten Erscheinen des Dramas auf der königlichen Bühne, folgen wir mit stockenden Pulsen dem Werk, das als Familienstück in einem königlichen Hause intendirt, durch die Feuerseele seines Schöpfers zum fortreißenden Freiheitsgesang geworden ist.

Anders freilich dachte das Berliner Publikum von 1788. Der Freiheitsgedanke hatte damals, da kaum der große Friedrich die Augen geschlossen hatte, in Preußen noch keine Stätte, das Evangelium der Menschenrechte sollte erst später von Paris aus proklamirt werden. Hatte man allenfalls für die Negationen des schwäbischen Dichters noch einiges Verständniß gezeigt, hatte man den Knutenhieben, mit denen der Autor von „Rabale und Liebe" die morsche Gesellschaft geißelt, freudig zugejauchzt, so versagte das Begriffsvermögen der Massen hier, wo Schiller seine positiven Ideale unter dem Einfluß seiner philosophischen Studien entwickelte. Für den Sohn, der als Vertreter eines neuen Geschlechts und neuer Ideen den Repräsentanten überlebter Tyrannengewalt gegenübertritt, regte sich wohl einiges Interesse, aber die zweite Hälfte des Dramas, in welcher die